

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	25 (1952-1953)
Heft:	5
Artikel:	Das weisse Spitzchen
Autor:	Reinhard, Walter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-850559

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das weiße Spitzchen

Von Walter Reinhard

Ein «Feriengedicht» soll ich Dir nennen? Hier ist eines, wenn es so etwas überhaupt geben kann. Es stammt von *Conrad Ferdinand Meyer* und trägt den Titel «Das weiße Spitzchen». Gewiß ist es Dir längst bekannt. Aber hast Du Dich auch schon gefragt, worin denn seine Schönheit, worin das Eigen- und Einzigartige seines Wesens liegt? Ich selbst habe mir, vom «Weißen Spitzchen» angezogen, diese Frage immer wieder stellen müssen und versucht, das dunkel Gefühlte in die Helle des Bewußtseins zu heben. So will ich Dir denn sagen, inwiefern dieses Kunstwerk ein wirkliches «Feriengedicht» ist, und was mich an ihm immer wieder mit Bewunderung erfüllt.

Das weiße Spitzchen

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald,
Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt:
«Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier oben ist's einsam. Hier oben ist's kühl!
Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,
Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist,
Die Moosbank des Felsens ist dir schon bereit,
Von ihr ist's zum ewigen Schnee nicht mehr weit!»
Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.
So komm' ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erst schließ' ich die Bücher, die Schreine noch zu.
Leis wandelt in Lüften ein Herdegeläut:
«Laß offen die Truhen. Komm lieber noch heut.»

Wer ein Gedicht liebt, der interessiert sich auch für seine Geschichte: für die Herkunft seines Motivs, für Ort und Anlaß seiner Entstehung. Beim «Weißen Spitzchen» fragt er nicht umsonst. Es ist, wie die Forschung zu berichten weiß, ein Geschenk der Berge, empfangen in St. Wolfgang am Davosersee, wo Meyer im Jahre 1871 seine Sommerferien verbrachte. Dort sah er weit hinten im Tal die schneedeckte Pyramide des Tinzenhorns über Lärchen- und Arvenwälder emporragen — ein Bild, das sich tief seiner Seele einprägte und ihn nicht mehr losließ, wohin er auch wandern mochte.

Dennoch ist dieses Gedicht keine Verherrlichung des Tinzenhorns, wie einmal ein Bergfreund gemeint hat, sondern ein *Gedicht der Sehnsucht*, und zwar

der Sehnsucht nach Ferien, nach Ausspannung und Erholung. Zunächst sehnt sich Meyer von etwas weg: Weg aus dem Gewühl der Menschen, weg aus der drückenden Hitze der Tiefe, weg vor allem aus der Welt der alltäglichen Nöte und Sorgen. Dem «weg von» aber steht gegenüber ein klares «hinauf in»: Hinauf in die Einsamkeit und Kühle der Berge, dorthin, wo friedliches Herdengeläute ertönt und die Natur in ursprünglicher Reinheit und Größe den Flüchtenden empfängt.

Doch nun regt sich wohl in Dir der Widerspruch: «Wie kann denn Meyer ein Gedicht der Sehnsucht schaffen, wenn er schon dort *ist*, wo er zu sein wünscht, wenn er schon *genießt*, wonach er sich so mächtig sehnt? Also werden jene recht behalten, die in diesem sprachlichen Kunstwerk ein Lob des Tinzenhorns und der Berge überhaupt erblicken.»

Meyer scheint diesen Einwand geahnt zu haben, versetzt er doch den Menschen, der in seinem Gedicht Sehnsucht leidet, nämlich sich selbst, in die gewohnte Umgebung, in sein Arbeitszimmer in der Tiefe, in die Welt der Bücher und Manuskripte zurück, aus der ihn hinausverlangt in den Frieden und in die Einsamkeit der Berge. Auch verwandelt er das doch recht ansehnliche Massiv des Tinzenhorns in seinem Kunstwerk bewußt in ein kleines leuchtendes Spitzchen, das er von seinem Schreibtisch aus sehen kann, oder dessen Bild er von früheren Ferien her als unauslöschliche Erinnerung mit nach Hause gebracht hat. Daß diese Verwandlung bewußt geschieht und künstlerischen Absichten dient, geht daraus hervor, daß das Gedicht erst den Titel «Die Schneespitze» tragen sollte.

«Also ein Gedicht der Sehnsucht ohne Sehnsucht? Oder Sehnsucht nur im Gedicht, nicht aber in Wirklichkeit?» Die Erfahrung spricht dagegen. Wer nämlich weiß, wie einem Menschen zumute ist, der nach kurzer, vielleicht allzu kurzer Zeit aus der Herrlichkeit und Freiheit der Bergwelt wieder in die Tiefe und in die Niederungen des Alltags hinuntersteigen sollte, der wird gewiß verstehen, daß Meyer gerade während der Ferien und mitten in den Bergen drin ein Gedicht der Sehnsucht schreiben konnte. Auch haben wohl wir beide, Du und ich, noch ehe wir etwas von seiner Entstehung wußten, das Gedicht so empfunden, wie Meyer es empfunden haben will, und dem Dichter im stillen dafür gedankt, daß er in seine eigene Sehnsucht auch unsere mit hineingenommen hat.

Freilich hätte Meyer dieses lyrische Kunstwerk nie geschaffen, wäre nicht seinem Verlangen nach Ruhe und Frieden jenes Erlebnis in St. Wolfgang entgegengekommen, das ihm das Tinzenhorn — die weiße Spitze, die strahlend aus dem Dunkel des Bergwaldes herauswächst — zum schönsten Gipfel der ganzen Gegend werden ließ und es ihm unvergänglich machte. Die schöpferische Grundkraft des Gedichtes aber ist und bleibt jene große Sehnsucht, von der sich Meyer auch während seiner Ferien nie ganz zu befreien vermochte, und die in ihm umso stärker wurde, je näher der Tag heranrückte, an dem es wieder in die Tiefe ging, und je mehr er auch in der Ferienwelt von Graubünden an seine dichterischen Pläne und Sorgen denken mußte.

Nun lässt sich aber Sehnsucht grundsätzlich auf zweierlei Weise aussprechen, nämlich entweder vom Menschen her, der sie empfindet, oder vom Gegenstand her, auf den sie gerichtet ist. Der Dichter kann sagen, wie sehr er sich nach etwas sehnt. Er kann aber auch von der Gewalt und Anziehungskraft reden, die ein bestimmter Zustand oder Gegenstand auf ihn ausübt.

Conrad Ferdinand Meyer hätte also ein Gedicht schaffen können nach dem Motto: «Wie sehne ich mich nach euch, ihr Berge!», hätte von seiner Verfassung, seinem inneren Zustand reden können, in dem er sich befindet, wenn er — des Treibens müde — aus der Ferne die Berge winken sieht. Sein Gedicht «Firnelicht» ist von dieser Art:

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderslust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große stille Leuchten!

Aber Meyer wählte den andern Weg, jenen, der seiner Begegnung mit dem Tinzenhorn entsprach. Er kündet von der Gewalt des weißen Spitzchens, ja, er lässt es selber reden und zur verführerischen, alle menschlichen Bedenken überwindenden Macht werden. Die Art, wie er dieses Locken und Werben darzustellen weiß, aber erfüllt mich mit tiefer Bewunderung.

Da ist einmal das, was man als das Inhaltliche oder besser Psychologische des Gedichts bezeichnen könnte. Schon hier verrät der Dichter seine hohe Kunst. Er zeigt, wie das weiße Spitzchen an ihn herantritt, wie es das Gespräch mit ihm aufnimmt und ihn aus der Arbeitsstube und Arbeitsluft fortzulokken versucht.

Zunächst packt es ihn an seiner empfindlichsten Stelle: bei seiner Abneigung gegen das Menschen-

gewühl, das Geschwätz auf der Straße, den Umgang mit Leuten, die ihm fernestehen, und verheißt ihm Einsamkeit und Kühle. Dann führt es ihm die Schätze und Schönheiten vor Augen, über die es gebietet, und die nun alle auf ihn warten: den Bergsee, der eben die winterliche Eisdecke abgelegt hat und in Bewegung geraten ist, die moosigen Ruheplätze am Fuße der Felsen, den ewigen Schnee als Ziel frohen Wanderns und Bergsteigens. Zuletzt, als er Einwände erhebt, lässt es ihm feines Herden geläute in der Seele erklingen und besiegt ihn damit ganz.

Diesem Rufen und Drängen legt der Dichter ein äußerst lebhaftes Versmaß zugrunde, das keinen Aufschub duldet. Innerhalb dieses Versmaßes aber weiß Meyer ungeheure Steigerungen zu erzielen. Es fällt auf, daß jede der sieben Strophen aus einer ruhigeren und einer bewegteren Zeile besteht. In der ersten wird jeweilen — entweder vom Dichter selbst oder vom weißen Spitzchen — eine bedeutende Aussage gemacht. In der zweiten Zeile wird diese Aussage erweitert, erhärtet und ergänzt, aber so ergänzt, daß jedes Wort das vorangehende an Ausdruckskraft übertrifft.

Da macht der Dichter in der ersten Zeile der ersten Strophe die scheinbar nüchterne Feststellung:

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald.

Aber er fügt gleich hinzu, was es mit diesem Spitzchen auf sich hat, und daß sein Dasein für ihn keineswegs eine so nüchterne Sache ist:

Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt.

Rufen, ziehen, Gewalt antun: welche Steigerung in den Ausdrücken nach der Schwere ihres Gehalts wie ihres Klangs! Hier liegt geradezu eine Melodie vor, die sich durch die Vokale wiedergeben lässt, von denen die Wörter getragen sind:

Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt.

Eine solche Steigerung nach Sinn und Ton findet sich auch je in der zweiten Zeile der dritten und der fünften Strophe. Die dritte Strophe verkündet den Aufbruch des Sees nach den langen Tagen winterlicher Starre:

Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,

Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist.

äu u a ei

Sich kräuslen, fluten, wandern, reisen — wer

spürte nicht die Kraft der Beschwörung, die in diesen Wörtern liegt!

Die fünfte Strophe spricht von der Ausdauer und Unermüdlichkeit, mit der das weiße Spitzchen dem Dichter in den Ohren liegt:

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.

i a au a

Damit ist das Besondere und Einzigartige an diesem Gedicht freilich noch längst nicht erschöpfend

behandelt. Ich will ja nur dazu anregen, daß Du ihm selber nachgehst, es Dir selber klarzumachen versuchst. Hiefür gebe ich Dir den Rat, das Gedicht nicht nur leise sondern auch laut zu lesen und bei jenen Steigerungen genau auf die Tonhöhe zu achten, die hier nicht eingezeichnet werden konnte. So viel aber dürfte Dir klar geworden sein: Dieses Gedicht ist sowohl seiner Entstehung als auch seinem Gehalt nach ein echtes «Feriengedicht» und die Auseinandersetzung mit ihm eine köstliche Ferienbeschäftigung.

John Dewey gestorben

New York, 2. Juni. Im Alter von 92 Jahren starb in der Nacht zum Montag der amerikanische *Philosoph und Pädagoge John Dewey* an einer Lungenentzündung. Dewey war der Begründer einer *neuzeitlichen Erziehungsmethode*, die einen großen Einfluß auf das amerikanische Schulsystem ausübt. Er forderte die Umgestaltung der Schule in eine Arbeitsschule, die auf der produktiven Tätigkeit des Kindes aufbaut und ihre Impulse aus dem praktischen Leben holt. Viele Jahre war er als Professor für Philosophie tätig und schrieb eine große Zahl von philosophischen und pädagogischen Werken.

Der Schöpfer der Cités Universitaires gestorben

Der Philologe Professor *André Eirondelle*, ehemaliger Rektor der Universitäten von Clermont-Ferrand, Lyon und Bordeaux, ist in Paris im Alter von 72 Jahren gestorben. Er war der Schöpfer der Cités Universitaires in den genannten Städten und gehörte auch zu den Gründern der Pariser Cité Universitaire. Als Sprachwissenschaftler veröffentlichte er Werke über «Alexej Tolstoi», «Shakespeare in Rußland», «Die russische lyrische Dichtkunst» und «Puschkin».

Ag.

Institut für Psychagogik

Mit finanzieller Beihilfe der HICOG ist in diesen Tagen das «Institut für Psychagogik» gegründet worden. Das Institut ist aus der Arbeit der «Heidelberger Erziehungshilfe e. V.» hervorgegangen, die sich seit drei Jahren bewährt hat. Die Arbeit des Institutes für Psychagogik baut auf den Erfahrungen der Sozialarbeit amerikanischer Ärzte und Pädagogen auf. Dem Institut ist eine Erziehungsberatung, eine Ausbildung für Psychagogen, eine Elternschule und eine Studentenberatung angeschlossen. Die Arbeit der Institutsleiter dient der Popularisierung moderner

psychologischer Erkenntnisse in Arbeitsgemeinschaften für Pädagogen, Sozialfürsorger und Eltern und der Ausbildung von geeigneten Fachkräften, an denen es in Deutschland bisher mangelte. Das Institut ist berechtigt, Psychotherapeuten auszubilden, die an den psychotherapeutischen Instituten in Stuttgart, München oder Berlin das Examen ablegen können.

Ag.

Prof. Piccard plant neuen Stratosphärenflug

Der in Belgien geborene Stratosphärenforscher Jean Piccard erklärte, er plane einen neuen Stratosphärenflug mit einem Freiballon, der hauptsächlich der Erforschung der Lebensverhältnisse auf dem Mars dienen soll. Der 68jährige Luftfahrtpionier will bis zu einer Höhe von 33 000 Meter aufsteigen. Nach seiner Ansicht ist es in dieser Höhe möglich, zu beobachten, ob auf dem Mars genügend Sauerstoff vorhanden ist, um Leben aufzunehmen.

C.

Une réforme intéressante

Une tentative de réforme est en cours, dès février 1950, à l'Ecole normale de Wiener-Neustadt. Au lieu de considérer les différentes branches de l'enseignement comme des entités séparées, on a essayé de les ordonner, dans le plan d'études, de telle façon qu'elles forment de véritables unités. C'est ainsi que le pivot des branches réales est constitué par l'étude et la compréhension de la nature, celui des humanités par la compréhension de l'homme, tandis que les branches philosophiques sont centrées sur l'esprit pur. A côté de la compréhension intellectuelle du monde physique et du monde de la pensée intervient la compréhension émotive, au moyen des branches artistiques, qui doivent s'incorporer dans les trois domaines de la nature, de l'homme et de l'esprit. Pour les branches purement techniques (telles que les mathématiques, les travaux manuels et, en une certaine mesure, l'étude des langues) qui n'apportent pas d'éléments appréciables à la compréhension du thème principal, on peut introduire, dans le plan d'études, un thème secondaire.

U.